



Feierabend



Die Schönheitskönigin.

Von Peter Panter.

Neulich habe ich neben der „Schönheitskönigin“ eines Landes gegessen, dessen Sprache mir einigermaßen geläufig ist, und es war, wie nicht anders zu erwarten, sehr schön. Mit Ministern ist unsereiner schon zusammengekommen, wobei eine Kleinigkeit weniger herauskommt, als beide Teile glauben — mit Zirkusausstellern und Satirikern, der Fall ist äußerst selten; mit Vindadendirektoren und Privatdozenten — mit Schönheitsköniginnen noch nie. Wie sieht es mit Verlaub zu sagen im Kopf einer Schönheitskönigin aus?

Verwirrend.

Was ist denn vor sich gegangen?

Da haben sie — der Kellame halber, aus Langerweile an einer Zeit, die man als Biedermeier mit Radio bezeichnen darf, aus Geltungsdrang und Freude am Klamauf — eine Schönheitskonkurrenz ausgeschrieben. Wer? Jemand wer. In Deutschland wird auch dieses wissenschaftlich betrieben — in andern Ländern sind einfach ein paar Männerchen gekommen, haben einige Maler und Akademieprofessoren zusammengetrommelt, und diesen Haufen würdiger Männer nennt man „Jury“. Gut. Ungeheure Aufregung unter den Mädchen des Landes.

Hier liegt nun der erste Irrtum. Denn es ist ganz und gar ausgeschlossen, daß die europäische Durchschnittsbürgerin an solchen Konkurrenzen teilnimmt. So amerikanisch fühlen wir nicht. Das Verhältnis des Europäers zur Öffentlichkeit ist doch ein anderes als das des Amerikaners zum Publikum: so ganz und gar wohl ist dem Europäer im Ocean der Masse nicht, er ist ein geborener Privatmann. Der Amerikaner, scheint's ist das nicht — ein soeben geborenes amerikanisches Baby, in den Riesentrund eines Zirkus getragen, wird sicherlich stolz sein Sternbannernäherchen schwenken und mit heller Stimme eine kurze Ansprache an das Volk piepsen, wobei es Papabens Geschäft zu erwähnen sicherlich Gelegenheit nehmen wird. In Europa ist da noch so eine leise Scheu . . .

Es stürzen sich also auf diese Konkurrenz viele Mädchen, die beruflich oder seelisch unerlöst sind, lechzend nach dem Abenteuer, im Kino erschaut . . . endlich etwas Abwechslung

im grauen Leben! Bin ich schön? Hunderte von Spiegeln erblinden in diesen Tagen.

Tag der Jury. Waffenstillstand zwischen den Geschlechtern — es wird zwar von den Damen scharf geschossen (Schiffe sind im Englischen weiblich) — aber es geschieht zu Manöverzwecken, und alle wissen das. Die männlichen Generale sitzen da, haben eine weiße Binde um den Arm und begutachten die Attakken, die keine sind und doch welche sind . . . Wahl.

Man kann dergleichen auch auswürfeln.

Denn wonach geht das? Lisa sieht nur gut aus, wenn sie geliebt, aber nicht zu viel geliebt wird; Misch braucht Licht, viel Licht, das von rechts fallen muß; Lotischen kann süß aussehen, das hängt von mancherlei Dingen ab, und die frommen Ratsschläge („Nehm Sie rien, det hebt Ihnen — rot macht dicke Beene!“) nutzen da nicht so viel. Eine hat gerade an diesem Tage einen kleinen Fieberpichel; die andere hat vor Aufregung schlecht geschlafen; die dritte ist sehr schön, aber wenn sie vor Fremden steht, zuckt sie sanftmal mit der Nase — und weil in den urteilenden Männern der sublimierte Trieb und die echte Freude am Schauern sich seltsam mischen, so wird irgendeine der Damen Schönheitskönigin — von der Qualifikation der Herren Kunststrichter ganz zu schweigen.

So — da ist sie nun.

Herausgerissen aus dem täglichen Trott: höchste Schmeichelei und scheinbar höchste Erwartung: die andern erwarten nun etwas von ihr, Karriere, Gunst und Photographien; der Reid der Freundinnen erwartet das nahe Ende, und sie erwartet das Wunder. Was für ein Wunder?

„Wissen Sie,“ sagte die oben angezogene Schönheitskönigin zu mir, „ich bin ja so gespannt, wie sich meine Zukunft gestalten wird!“ Und da hätte ich sie auf den Schoß nehmen und streicheln können: ich habe es aber nicht getan. Wie wird sich denn diese Zukunft gestalten?

Film. Sofortige Verfilmung für die Wogenschau: Warten in den Vorzimmern der Generalsekretäre der Generaldirektoren, schüchterne Probe und Nummer auf der ganzen Linie. Theater. Dasselbe Revue . . . hier in Paris hat eine Schönheitskönigin einen dicken Prozeß mit einem noch dickeren Revue-theater-

direktor: das Mädchen will ihren Vertrag nicht halten, nach dem sie verpflichtet war, jeden Abend, fast nur mit ihrer Schönheit bekleidet, durchs Bild zu gehen. Nach dem vierten Male fiel ihr ihre Moral ein, vielleicht hatte ihr auch jemand gesagt, daß ihre dicken Beine sich nicht gar so heiter da oben ausnähmen — kurz: die Königin verdroß sich hinter die Königin-Mutter, sie spielte nicht mehr mit, und jetzt prozessieren sie. Ja, was für eine Zukunft also? Heirat? Die Heirat mit dem jungen Mann, der ein Lord ist, zugleich schon wie Douglas Keaton, zugleich reich wie Vanderbildt, zugleich kann er laufen wie Kurmi, fliegen wie . . . ach du lieber Gott. Kommt ja nie. Ist auch gar nicht so erstrebenswert. Die zur „Niß Europa“ erwählte junge Ungarin hat aber hier in Paris erklärt, sie warte auf diesen jungen Mann. Und so warten sie denn alle.

Vorläufig haben sie den Eintagsrühm. Merkwürdig ist daran, daß der Urteilspruch einer Gruppe, die kein Mensch kennt, und deren Legitimation sehr dahinsteht, von allen anerkannt wird, nur, weil er ein Urteilspruch ist. Bei unserem kleinen Frühstück zum Beispiel warfen die anwesenden Frauen schnelle Blicke auf die Königin, ob sie wirklich so schön sei . . . und sie stellten mit Befriedigung fest, daß dem sicherlich nicht so sei — aber da mischte sich doch eine ganz leise Beängstigung mit ein und vor allem die klare Anerkennung des Urteils jener Parisse, die den Apfel verteilt hatten. Ich kann ja nicht klagen — denn ich genosß hohes Ansehen an diesem Mittag, weil sie mich für den Prinzgemahl hielten.

Die schönste Frau Europas . . . Da ging also die schönste Frau Europas durch die Straßen von Paris, und es muß eine groteske Sache gewesen sein: sie wußte doch nun, daß sie die schönste Frau Europas war — aber, atsch, die andern wußten es nicht, die dummen Passanten und die Schutzleute, sie gingen und standen da herum, als ob nicht der Stern des Kontinents durch die Straße glitzerte . . . Sie war inloquito schön. Ein seltsames Schauspiel.

Gewiß ist das ein harmloses Gesellschaftsspiel. Aber mir will es nicht recht scheinen, daß wir jeden amerikanischen Unfug nachahmen, ganz gleich, ob er herpaft oder nicht, und ich kann mir denken, daß das auf einzelne der jungen Damen keine sehr heitere Wirkung ausübt — dergleichen verdammt.

Die unfaehliche Liebe.

Tagebuchloffen eines Verliebten.

Von Raftignac.

Verfuchte Liebe! Ist es erlaubt, daß man in diefer großen Zeit der Sachlichkeit ſich mit diejem veralteten Gefühl herumſchlägt? Nichts nur wenig zu ſchlafen, einen dummen kleinen Namen in jeden Gedanken des Tages und der Arbeit zu miſchen? Schämt man ſich nicht vor dem Schnelltempo des Auto-Verkehrſ der Großſtadt? Schämt man ſich nicht vor den nüchtern klaren Glasſaffaden der Warenhäuſer, vor den dunkeln langgeſtreckten Fabriken in den Vorſtädten, vor den Lichtreflexen der Vergnügungſtätten? Schämt man ſich nicht, von dem altmodiſchen Gefühl „Liebe“ ergriffen zu ſein? Verwirrt zu ſein durch ein nachſtelzenhaftes Geſchöpfchen, an dem die Augen noch das Gröfite ſind?

Vor zwei Stunden habe ich die vorletzten drei Mark für ein Auto und den letzten Taler für zwei Kinobilletts ausgegeben. Jetzt reicht es nicht mehr für ein vernünftiges Abendeffen. Mein Vorfahre, mein Urjähre, der viel leicht Landsknecht unter Ludwig dem Frommen war, hätte zuerst gegessen und dann für ein Liebchen geforgt. Und diefen ungeſunden Zuſtand nennt man Zivilifation!

Heute vormittag habe ich bereits viermal antelephoniert, ohne ſie zu erreichen. Und ich haſſe doch das Telephon.

Zimmer von unterwegs angerufen und Zeit verſäumt. Einmal ſtand ein junges Mädchen, einmal ein junger Mann vor mir und ließ mich warten. Nebenan in der Zelle hörte ich eine junge Frau ſtark weinend auf ihren Gatten einreden, mit dem ſie ſcheinbar eine bedauerliche Eheverwicklung hatte.

Bei dieſer Gelegenheit iſt mir aufgefallen: wieviel Telephongeſpräche mögen wohl um der Liebe willen gepflegt, wieviel Telephonfräulein und Oberpoſtbeamte mehr durch die Frequenz dieſer alibodenen Sehnhucht ernährt werden?

Eben erhielt ich ein Honorar. Die Miete iſt wieder bezahlt. Man kann bis Ende der Woche leben.

Ich ſchlendere durch die Straßen frohlich und erleichtert, denn ich habe einen Brief von ihr. Einen Brief. Ein Blumenladen lockt. Einige ſchöne Roſen muß ich kaufen. Dazu reicht's noch. Ob andere Männer auch ſo dumm ſind? Lächerliche Frage: der ganze Laden gilt doch der Liebe. Denn wer wird ſeiner Großmutter Orchideen kaufen?

Blumengeſchäfte, Gärtnereien, Baſtliedertanten und Märdchenſlechter leben von der antiquierten Empfindlichkeit der verleugneten Liebe.

Ich hatte Glück: traf ſie auf der Straße. Konnte ihr zärtlich die Hand drücken. Ich durfte mit in das große Warenhaus gehen, um einzulaufen.

Sie brauchte ein Paar neue Schuhe. Habe ich je gedacht, daß es ſo viele Möglichkeiten gibt, einen kleinen Fuß ſonnig zu bedecken?

Welch eine Maſchinerie wird in Bewegung geſetzt, um Leder von dieſer Zartheit zu erzeugen? Wieviel Zeit war nötig, um die ſchwierigen Methoden des Lederfärbens zu entdecken; um die ſinnvollen Apparate zum Stücken und Nähen zu erfinden!

Und in allen Abteilungen ſah ich wieder ſiegreich die Liebe triumphieren; alle Waren ſchienen nur angehäuft, damit die Frauen ſich ſchmücken und die Männer bezahlen können.

Millionen Arbeiter, die Brot erzeugen könnten für ſich und alle Menſchen, dienen dieſem Traum der Zivilifation, dieſer Chimäre der Liebe.

Dummheit über Dummheit!

Ich habe ſie zum Wochenende eingeladen. Nur ſo nebenbei angetippt während des Geſprächs, ohne lang zu überlegen. Nicht im Traum daran gedacht, daß es Wirklichkeit werden könnte.

Sie aber ſagte: „Wie nett von dir, wirklich liebenswürdig.“

Und ich Narr eröhte: „Die Liebenswürdigkeit iſt ganz bei dir, da du ſo freundlich biſt, anzunehmen.“

Ich glaube feſtſtellen zu können: die Verſchiedenheit — dieſe edelſte weibliche Tugend — verringert ſich proportional zum Grad der zunehmenden Vertraulichkeit. Reſultat des überſtandenen Wochenendes: auch dieſe Erholungseinrichtung iſt industrialifziert. Sie dient — beinahe ſo rationalifziert und genormt wie die Fabrikation von Verſchönerungsmitteln — auch nur dieſer Sache, die früher einfach und nun ſo verdrängt, verkleidet und intereſſant iſt, — der Liebe.

Erkenntnis: Dieſer ganze gewaltige Lament, dieſer impoſante Apparat, dieſe ganze aufgeblaſene Wichtigkeit, dieſes gewaltige Schwungrad des modernen Daſeins iſt von demſelben kleinen Antrieb in Bewegung geſetzt, das einen Pfau zwingt, ſein Rad zu ſchlagen.

Was mich betrifft: Beinahe hätte ich mich verlobt.

Ueberraſchung! Unglück! Glück! Erlöſung! Qual! Ich weiß nicht, was in dieſem Gemisch von böſem und gutem, leidenschaftlich-dummem und geſchicklich-nüchternem Gefühl das Siegende iſt. Sie hat ſich verlobt. Aber nicht mit mir. Dieſe ſchlaue, reizende Perſon hat den Mann gefunden, „den man heiratet“. Eine Naſe hat er zwar ſo gut wie gar nicht, aber ein Kleinauto hat er ihr ſchon geſchenkt.

Erlöſung: Was verdankt die Automobilinduftrie den Launen der Verliebten?

Ich ſah ſie zuſammen mit ihm in einem Juwelierladen gehen. Wer weiß, ob er nicht auch Wein anſieht, wenn ſie ſich eine „Kleinigkeit“ anſchaut. Im großen dieſelbe Angſt, die ich hatte, wenn ich ihr über meine Verhältniſſe eine Theaterkarte kaufte: die Angſt vor dem Opfer der verſchleuderten Arbeitsmühe.

Man weiß längſt: Das kapitaliſtiſche Syſtem iſt da; das Angebot überſteigt die Nachfrage; aber den Antrieb, den winzigen Reiz, der (wie gewiſſe Hormone) das Blut im Wiſſenſchaftskörper zum Umlauf aufſpeiſcht, bildet in dieſer ſachlichſten aller Welten das durchaus unfaehliche, unrentable Gefühl:

die Liebe!

Der Finger Gottes.

In meinen Knabenjahren hatte ich einen Miſchhüler, Stäbel hieß er — ein mageres, armes, räudiges Kerlchen. — Jüngſt wackelt er mir — nach vierzig Jahren — wieder in den Weg: überlebendegroß, ſchlachtreif und hoher Würdenträger.

Na, wie er ſo did und wie er Kirchentat geworden, frage ich.

„Der Finger Gottes,“ ſprach er, „hat mir beſcheidendem Mann die Bahn gewieſen. — Seit Jahren plante die Landesregierung den Bau von Eisenbahnwerkſtätten am Rand der Stadt. Aber wo? Das wußte kein Menſch — die Meinungen der Maßgebenden gingen auseinander und wechſelten oft. — Eines Tages erzählte mir der Siegrift unſeres ſchönſten Heiligentums,

der Jakobskirche, daß Herren der Regierung das Kirchengelände am Rand der Stadt beſichtigt haben, und haben geheim unter ſich entſchieden: hier müßten die Werkſtätten her. — So hatte der Herr einen niederen Knecht, den Siegrift, zu ſeinem Finger erkoren. — Die Kunde, die er mir da gebracht, war mir eine bare Million Mark wert — ich drückte dem Siegrift auch ſofort 50 Pfennig in die Hand und trug ihn ſtrengſtes Schweigen auf. — Am ſelben Nachmittag leitete ich Tauſchverhandlungen ein mit unſerer Kirchengemeinde. Es war ein mühevolleres Werk; doch es gelang mir, die Herren von der Richtigkeit des Tauſches zu überzeugen — ich gab meine eigenen, weit beſſeren Terrains gegen jene hin, die der Staat für ſich begehrte. Gott ſegnete ein Beginnen, durch das ich ihn gleichſam zum Teilhaber meiner Bauſpekulation gemacht hatte; und wo Gottes Segen iſt — was kann da noch fehlen? (Koda Koda im „Simpl.“)

Der „Ritualmord“ von Liſa Eſzlar.

In Amſterdam ſtarb dieſer Tage ein alter Mann, mit deſſen Namen die Erinnerung an einen der unwahrſcheinlichſten Exzeſſe antiſemitischer Hege verknüpft iſt. Er hieß Moriz Eſzlar und war zuletzt ein Diamantſchleifer, der in ſeiner Umgebung höchſtens durch beſonders große Armut auffallen konnte. Vor einem halben Jahrhundert hatte ganz Europa ſeinen Namen gekannt. Damals, im Jahre 1882, war Moriz Eſzlar ein Knabe von 11 Jahren, deſſen Angaben die ſchauerliche Anklage ſtützte, in der kleinen ungarariſchen Stadt Liſa-Eſzlar hätten 15 Juden, darunter Eſzlarſ eigener Vater, eine chriſtliche Jungfrau namens Eſther Solymoff geſchlachtet, um ihr Blut in das jüdiſche Oſterbrot zu verboden. Eſther Solymoff war um die Zeit des jüdiſchen Oſterfeſtes ſpurlos verſchwunden und unter der einſältigen Bevölkerung der Stadt hatte ſich das Gerücht verbreitet, ſie ſei das Opfer eines Ritualmordes geworden. Man munkelte, der kleine Moriz, der Sohn des Tempeldieners, habe etwas darüber erzählt. Ein Gendarm nahm den Jungen in ſeine Wohnung, und hier geſand Moriz Eſzlar, er habe gehört, wie ſein Vater das Chriſtenmädchen in den Tempel hineingelockt und ihr dann mit Hilfe anderer Verwandten den Hals durchſtoden und das Blut abgezapft habe. So kam es zu dem ſenſationellſten Ritualmordprozeß des vorigen Jahrhunderts. 33 Tage lang ſocht der Staatsanwalt für das Todesurteil gegen die 15 Angeklagten. — Moriz Eſzlar wiederholte vor Gericht ſein Geſtändnis, mehrmals hintereinander, ohne ein Wort zu verändern. Zum Glück für die Angeklagten wurde noch während des Prozeſſes der Leichnam des verſchwundenen Mädchens an das Ufer der Theiß geſpült, und die ärztliche Obduktion ergab, daß ſie wahrſcheinlich Selbſtmord verübt, ſicher aber nicht durch Meſſerſtiche ihres Blutes beraubt worden ſei. Schließlich verwickelte ſich auch der kleine Moriz in Widerſprüche, aus denen ſich klar ergab, daß er den Vorgang, den er ſchilderte, unmöglich beobachtet haben konnte. So wurden die Angeklagten freigeſprochen. Wie Moriz Eſzlar zu ſeiner Auſſage gekommen iſt, wurde reiflos nie aufgeklärt. Er ſelber bat, unmittelbar nach Verkündung des Freispruchs, unter Tränen ſeinen Vater um Vergebung und gab an, die Gendarmen hätten ihn zu ſeiner falſchen Auſſage mit der Drohung gezwungen, ihn für Lebenszeit einzuperrern. Später wanderte Eſzlar nach Holland aus und wurde Diamantſchleifer in Amſterdam. Jahrzehntelang hat man nichts von ihm gehört,

bis jetzt die Nachricht von seinem Tode kam. **„Zemaels Sendung“** den Prozeß und seine Vor-
Nebrigens hat Arnold Zweig in dem Stück **„Zemaels Sendung“** den Prozeß und seine Vor-
geschichte meisterhaft dramatisiert.

Masken.

Bilderreihe aus dem Karneval des Lebens.

Von Anton Tschschow.

Es ist Abend. Durch die Straßen zieht eine bunte Menge, die sich aus betrunkenen Mischbälgen und Frauenjaden zusammensetzt. Es wird gelacht, geredet und getanzt. An der Spitze des Haufens hüpfen ein kleiner Soldat in altem Kommissmantel und schräg sitzender Mütze.

Der Menge kommt ein Unteroffizier entgegen.

„Warum machst Du denn vor mir keine Ehrenbezeugung?“ schauzt der Unteroffizier den kleinen Soldaten an. „Se? Warum nicht? Halt! Was bist Du denn für einer? Warum nicht?“

„Liebster, wir sind ja doch maskiert!“ sagt der kleine Soldat mit Weiberstimme, und der Haufe bricht in ein schallendes Gelächter aus.

In einer Loge sitzt eine schöne, üppige Dame; ihr Alter läßt sich schwer bestimmen, aber sie ist noch jung und wird noch lange jung bleiben. . . . Sie ist prächtig gekleidet. An ihren beiden weißen Armen trägt sie je ein massives Armband, auf der Brust eine Brillantenbroche. Neben ihr liegt ein Pelzmantel, tausend Rubel wert. Im Gang wartet auf sie ein betrübter Diener, und auf der Straße harren ihrer zwei Kappen und ein Schläger mit einer Decke aus Bärenfell. . . . Ihr zufriedenes, schönes Gesicht und ihre Umgebung besagen: Ich bin glücklich und reich! Doch glauben Sie ihr nicht, Leser!

„Es ist alles nur Maskentanz!“ denkt sie. „Morgen oder übermorgen wird der Baron sich mit Nadine lieren und mir dies alles nehmen. . . .“

An einem Spieltisch sitzt ein dicker Herr im Frack; er hat ein dreifaches Kinn und weiße Hände. Neben seinen Händen liegt ein Haufen Geld. Er verliert zwar, läßt aber den Mut nicht sinken. Im Gegenteil: er lacht. Macht es ihm doch gar nichts aus, ein oder zwei Tausender zu verlieren. Im Speisezimmer stellen ein paar Diener für ihn Austern, Sekt und Fasanenbraten zurecht. Er ist gern und gut zu Abend. Nach dem Abendessen wird er in einer Equipage zu hinfahren. Sie erwartet ihn. Nicht wahr, er hat ein schönes Leben? Er ist glücklich! Aber sehen Sie doch einmal zu, was für abgeschmackte Dinge sein verpestetes Gehirn bewegen:

„Ich bin nur eine Maske. Komme eine Revision, so werden alle erfahren, daß ich nur eine Maske bin! . . .“

Ein Anwalt verteidigt vor Gericht eine Betlage. . . . Sie ist eine sehr hübsche Frau mit unsagbar traurigem Gesicht; sie ist unschuldig! Bei Gott, sie ist unschuldig! Die Augen des Anwalts glänzen, seine Wangen lodern, aus seiner Stimme hört man Tränen heraus. . . . Er leidet für die Angeklagte, und wenn man sie verurteilt, wird er vor Kummer sterben! . . . Das Publikum hört ihm zu, es erstirbt vor Genuß und fürchtet, er könnte plötzlich seine Rede beenden. „Er ist ein Dichter!“ rannen sich die Zuhörer zu. Aber er hat sich nur als Dichter maskiert.

„Gäbe mir der Mäger einen Hundert mehr, ich ließe sie verknallen!“ denkt er. „In der Rolle des Aufklärers wäre ich effektvoller!“

. . . Durchs Dorf geht ein betrunkenes Bäuerlein, singt und spielt schrill auf einer Ziehharmonika. Sein Gesichtsausdruck ist trauere Nüchternheit. Er lüchelt und macht Hüpfchritte. Er hat ein lustiges Leben, nicht wahr? Nein, er ist nur eine Maske.

„Kreppen will ich“, denkt er.

. . . Ein junger Professor der Medizin hält seine Antrittsvorlesung. Er versichert, es gäbe kein größeres Glück, als der Wissenschaft zu dienen. „Die Wissenschaft — ist alles!“ sagt er, „sie ist das Leben!“ Und das wird ihm geglaubt. . . . Aber, wenn man gehört hätte, was er nach der Vorlesung zu seiner Frau äußerte, so würde man sagen, das sei nur eine Maske. Er äußerte zu ihr: „Jetzt, meine Liebe, bin ich Professor. Ein Professor hat eine zehnmal größere Praxis als ein gewöhnlicher Arzt. Ich rechne jetzt auf ein Einkommen von fünfundsiebenzig Tausend im Jahr.“

zu dienen. „Die Wissenschaft — ist alles!“ sagt er, „sie ist das Leben!“ Und das wird ihm geglaubt. . . . Aber, wenn man gehört hätte, was er nach der Vorlesung zu seiner Frau äußerte, so würde man sagen, das sei nur eine Maske. Er äußerte zu ihr:

„Jetzt, meine Liebe, bin ich Professor. Ein Professor hat eine zehnmal größere Praxis als ein gewöhnlicher Arzt. Ich rechne jetzt auf ein Einkommen von fünfundsiebenzig Tausend im Jahr.“

. . . Sechs Portale, tausend Lichter, Menschenmenge, Polizisten, Zwischenverkäufer von Eintrittskarten. Es ist ein Theater. Ueber seinen Türen steht: „Satire und Moral.“ Hier wird großes Geld gezahlt, hier werden lange Kritiken geschrieben, hier wird viel applaudiert und selten gezücht. . . . Ein Tempel.

Aber dieser Tempel ist maskiert. Entfernen Sie die Aufschrift „Satire und Moral“, und Sie werden leicht die Worte „Reinfall und Dohn“ lesen können.

Die Kuh.

Dem Auffasshaft eines zehnjährigen Schülers entnehmen wir:

Die Kuh ist ein Säugetier und ein Haustier. Sie hat sechs Seiten, links und rechts, oben und unten, hinten und vorn. Sie ist überall mit Rindleder bezogen, hinten hat sie einen Schwanz und einen Büffel dran. Damit jagt sie die Fliegen weg, damit sie nicht in die Milch fallen. Vorn ist der Kopf, damit die Hörner daran wachsen können und das Maul Platz daraus hat. Die Hörner braucht die Kuh zum Stöhen und das Maul zum Brüllen. Unten an der Kuh hängt die Milch. Die ist zum Ziehen eingerichtet. Wenn die Leute ziehen, kommt die Milch raus. Die Milch wird niemals alle; die Kuh macht immer mehr. Wie sie das macht, haben wir noch nicht gehabt. Die Kuh hat einen feinen Geruch. Man riecht sie schon von weitem, denn das macht die gute Landluft. Der Mann von der Kuh ist der Dohse, er sieht genau so aus wie die Kuh, nur hängt unten keine Milch dran. Darum ist der Dohse auch kein Säugetier. Der Dohse ist ein Schimpfwort. Die Kuh kriegt jedesmal ein Kalb; wie sie das macht, weiß ich nicht. Das Kalb ernährt sich durch Nuckeln. Die Kuh lebt von Gras, Kartoffelschalen und Butterblumen. Wenn das Futter gut ist, macht sie gute Milch, wenn es schlecht ist, macht sie schlechte Milch; wenn es donnert, wird die Milch sauer. Die Kuh braucht nur wenig Nahrung. Was sie einmal gegessen hat, ist sie öfters, weil sie alles wiederkaut, bis sie ganz satt ist. Wenn sie einmal runterschluckt, dann rülpscht sie und dann hat sie das Maul wieder voll. Mehr weiß ich nicht. . . .

Ja, wenn nun so drei blonde oder braune Amazonen — ei pos! im Schritt und Tritt und Tritt u. Schritt — über den Augustusplatz marschieren, so könnte man wahrhaftig glauben, die historischen Dragoner seien in weiblicher Reinkarnation erschienen.

Bis zum Anie gehen die Kanonenstiefel und bis zum Anie gehen die Samaschen. Sie scheinen uns nicht sehr praktisch zu sein. Denn darunter und darüber sind nur die obligaten schimmernden Seidenstrümpfe. Also: Kaltes Anie und warmes Bein!

Aber sie wollen ja auch gar nicht überwiegend praktisch sein, die Samaschen und Kanonenstiefel. Sie wollen Klasse sein. Besonders die Kanonenstiefel, die Pelzbräunten. Eine neue Art des Charmes stabe mit einem ganz martialischen Reiz. Drüben in Rußland, dem gärenden Reiche, gibt es Amazonenbataillone. Warum sollen sie nicht auch bei uns eingeführt werden?

Schon berichten ja die Zeitungen aus England, daß bei den Prüfungen zu den höheren Staatsbeamtenposten die Frauen mit überwältigender Majorität gefiegt haben. Und einige der bedeutendsten Aerzte Amerikas haben längst herausgefunden, daß die Frauen, da sie sich vernünftiger kleiden als die Männer auch zusehends physisch stärker und größer werden als diese Verwöhlichten.

Die Männer laufen in Halbschuhen herum und setzen sich zu Hause entsetzliche Feiſterhauben auf das angepreßte Haar, sprechen über „Kameradschaftsessen“ und lassen Gott den guten Mann sein.

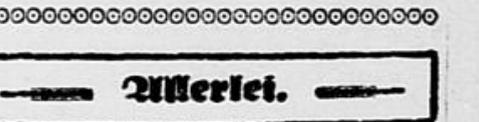
Die Weiber erwählt ihnen ein verblüffend und bedrohlich starker Kamerad, der zwar noch nicht die Hosen angezogen hat, dafür aber schon Stiefel. Und noch dazu Kanonenstiefel!

Samaschen und Kanonenstiefel.

Eine neue Etappe auf dem Wege zur Vermännlichung der Frau.

Da sind wir also wieder ein ganzes Stücklein weiter auf dem Wege der Vermännlichung der Frau.

Allenthalben marschieren sie, die Vertreterinnen des schöneren und stärkeren Geschlechts, in Samaschen und Kanonenstiefeln, welche letztere allerdings jeder Mensch, der auf seine Bildung hält, „Waterloo-Boots“ zu nennen gehalten ist, obgleich sich weder Wücher noch „der efferue Herzog“ mit ihrer Erfindung zwecks erfolgreicher Gelobigung der Schlacht von Waterloo befaßt hat.



Während man schon lange wußte und erklarte, daß die Armen kein Anrecht auf das Eigentum der Reichen haben, wünschte ich, daß man ebenfalls wisse und erkläre, daß die Reichen kein Anrecht auf das Eigentum der Armen haben. **Millet.**

Fatal ist mir das Lumpenpad, Das, um die Herzen zu rühren, Den Patriotismus trägt zur Schau Mit allen seinen Geschwüren. **Penne.**

Aus der Welt der Bücher.

Die Eroberung der Luft schreitet rastlos vorwärts, ungeahnten Möglichkeiten entgegen. Schon ist ein großer Teil der Welt umfliegendes Netz des Luftverkehrs gespannt und wenn dieser auch vorläufig bestimmten Bedürfnissen unterliegt, so kann doch noch niemand ermessen, welcher großen Entwicklung das Flugwesen entgegengeht. Im Verlag B. G. Teubner, Leipzig, ist nun von Dr. E. Pollog ein Buch erschienen („Der Weltluftverkehr“, Preis kart. M. 5.—), welches über den gegenwärtigen Stand, die Existenzfähigkeit, die Bedeutung, die Organisation und die Zukunft des Luftverkehrs ausführlich und anregend berichtet. Mehrere Kartenpläne und Abbildungen unterstützen die Darstellungen des Verfassers.

Im gleichen Verlage ist unter dem Titel „Mathematik und Sport“ von Sardinien-Direktor E. Lampe ein Buch erschienen, das über hundert mathematische und physikalische Aufgaben aus dem Gebiete der Leibesübungen enthält. (Preis kart. M. 1.20). Dem Sportler, dem daran gelegen ist, die in seinem Sportzweig auftretenden Fragen auch theoretisch zu durchdringen sowie Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten werden in dem Büchlein interessante Fragen der Mathematik und der Physik behandelt finden.

Was mancher nicht weiß.

Die Stadt Halle hat als erste deutsche Stadt Stücke von Shakespeare aufgeführt. Im Jahre 1611 wurde nach Meldung einer alten Chronik der „Jud von Venedig“, eine Komödie aus dem Englischen, gegeben.

Die älteste Republik Europas ist Andorra. Der Staat liegt eingeklemt in den Pyrenäen zwischen Frankreich und Spanien. Die Selbstständigkeit dieser kleinen Republik (6000 Einwohner) rührt aus dem Jahre 800 n. Chr. und wurde ihnen durch Ludwig den Frommen verliehen. Ihre Verfassung wurde im dreizehnten Jahrhundert festgelegt und ist seit dieser Zeit fast unverändert geblieben.

Eine Waderruhr besaß Plata bereits, und zwar war es eine nach dem Prinzip der Wasserwägel gebaute Maschine, die nach Ablauf einer bestimmten Wassermenge einen lauten Ton erzeugte und ihm dadurch das Ende seines Schlafensjums anzeigte.

In ganz Afrika (29,8 Millionen Quadratkilometer) befanden sich vor dem Weltkriege nur zwei selbstständige Staatsgebiete, und zwar: Abessinien und Liberia. Heute ist Abessinien, nachdem Liberia sich mehr oder minder freiwillig in amerikanische Abhängigkeit begeben hat, der einzige souveräne Staat in Afrika. Alle übrigen Teile Afrikas sind heute Kolonien europäischer Staaten oder stehen in starker Abhängigkeit zu ihnen, wie z. B. Ägypten.

Die Fliegen vermehren sich in einem einzigen Jahre um zwölf Generationen: Ein einziges Fliegenweibchen kann es in einem Jahre auf 100 bis 200 Millionen Nachkommen bringen.

Der größte Geiser, der Exelior in Yellowstone-Park in Nordamerika wirft seine heißen Wasserjähnen 80 Meter hoch empor und fördert bei einer einzigen Explosion 160 Kubikmeter Wasser.

Mit der „Lungenprobe“ stellt man fest, ob ein neugeborenes Kind noch lebend zur Welt gekommen ist oder nicht. Die Probe besteht darin, daß man die herausgenommene Lunge

Im Jahre 1811 waren nur zwei Sonnenflecke bekannt. Heute hat man 136 Flecke, welche mit Namen besetzt sind.

ins Wasser legt. Wenn noch keine Atmungsbewegungen vorhanden waren, sinkt die Lunge nieder, wurde durch die Lunge schon geatmet, so schwimmt die Lunge.

Die Tochter des Sultans Abdallah auf der ostindischen Insel Borneo trug an ihrem Hochzeitstage ein Kleid, das aus 20, 50 und 100 Dollarnoten hergestellt war. Die Noten waren zerschnitten, daß sie ihren Wert verloren. Dieses eigenartige Hochzeitskleid kostete nach deutschem Gelde rund 70.000 Mark.

Allerlei.

Was kostet der Grund und Boden von London? Der Wert des Londoner Bodens ist allein im letzten Jahre um 12,8 Millionen Mark auf 1170 Millionen (1,17 Milliarden) Mark gestiegen. Diese Steigerung, die 1,1 Prozent beträgt, ist verhältnismäßig in den letzten sechzig Jahren nur zweimal übertroffen worden. Sie ist hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß Boden im eigentlichen London und in Westminster mit Geschäftsgebäuden bebaut worden ist. Deshalb entfällt die größte Wertsteigerung auf diese Stadtteile. Der Boden der City hat beispielsweise allein eine Wertsteigerung um 3,4 Millionen Mark und der Boden von Westminster um 3,9 Millionen Mark erfahren. Geradezu phantastisch erscheinen diese Preise, wenn man bedenkt, daß die Vereinigten Staaten die Halbinsel Alaska von Rußland zu dem lächerlichen Preise von 30 Millionen Mark gekauft haben und daß Napoleon das Riesengebiet zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge (Louisiana) für 63 Millionen Mark an Amerika abgetreten hat. Der heutige Boden Londons kostet demnach genau 3mal so viel als seinerzeit den Amerikanern Alaska, das mehr wie dreimal so groß ist wie Deutschland.

Der Wald der toten Vögel. Auf der einsamen Insel Fjabel, nahe der südlichafrikanischen Küste, nisteten ungeheure Schwärme von Vögeln, Sturmvögel, Seeschwalben, Tropenvögel, Möwen, Pelikane und Felsentauben und vor allem auch Fregattvögel. Bei der Erforschung der Insel entdeckte der amerikanische Reisende Banning einen Wald, der einen ganz seltsamen Anblick bot. Wohin man sah, lagen tote Fregattvögel auf dem Boden oder hingen Vogelstücken in den Bäumen. Selbst nahe bei den Nestern, die voller Vögel waren, hingen die toten Vögel und unzählige Vogelgerippe. Es waren zweifellos nicht weniger tote als lebende Vögel in diesem unheimlichen Wald. Dazu kam, daß auch zahlreiche Vögel sterbend zwischen dem Gezweig hingen. An diesem Massensterben sind merkwürdigerweise die Fregattvögel selbst schuld, da dieser Wald zum größten Teil aus Büschen besteht, deren Gezweig so dicht ineinander verwachsen ist, daß es stellenweise wie verfilzt aussieht. Kommt nun ein Vogel zwischen ein solches Zweiggewirr, so verfangt er sich in dem verfilzten Astwerk derart, daß er nicht mehr loskommen kann und sich immer fester verwickelt, je mehr er bestrebt ist, sich zu befreien. Die Vögel sind wie von einem Netz umhüllt und müssen in dieser qualvollen Hilflosigkeit langsam verhungern. Dieses Sterben der Fregattvögel ist um so eigenartiger, als gerade der Fregattvogel unter allen Wasservögeln der beste Flieger ist.

Rondsüchtig. Obgleich die Physik keine Kraft kennt, die der Mond auf die Menschen ausüben könnte, ist doch die Einwirkung des Mondlichts auf viele Menschen — nicht auf alle in gleicher Weise und Stärke — eine unbegreifbare Tatsache. Nachwandelnd gehört zu den seltenen Erscheinungen, bei denen Be-

wegung und gelegentlich das Reden ganz ohne Mitarbeit des Tagesbewußtseins vorstatten gehen. Der Rondsüchtige vergißt vollständig, was er getan hat. Daraufhin hat ein unzufriedener Chemann in Chicago sein Verteidigungssystem gebaut, als er wegen Ermordung seiner Frau vor Gericht stand; er behauptete, er habe sie im Nachtwandel ermordet. Das ist bestimmt nicht wahr, denn niemals wird ein Nachtwandler aggressiv, er erschrickt im Gegenteil sofort sehr heftig, wenn er auf einen anderen Menschen trifft. Gegen Rondsüchtigkeit gibt es kein Mittel. Man muß die Fenster dicht verschließen, um den Strahlen des Mondes den Eingang zu wehren, das hilft dann sicher. Die Wirkung hängt also von den Strahlen ab, mit denen offenbar bestimmte Gehirnpforten aus dem Schlaf geweckt werden, ohne daß das ganze Hirn wach wird. Vielleicht spielen hier Unerinnerungen eine Rolle, oder aber es handelt sich nur um eine krankhafte Ueberempfindlichkeit für jene unbekanntem Strahlen, die mit dem Mondlicht ins Zimmer gelangen.

Weiteres.

Neue Anekdoten.

Ellen Terry, die kürzlich verstorbene englische Tragödin, erzählte in ihrem Freundeskreis gern ergötliche Geschichten, die die Eitelkeit des Bühnenvolkes zum Gegenstand hatten. So schilderte sie unter anderem, wie sie als junge, schüchterne Anfängerin von dem Direktor eines großen Londoner Theaters empfangen worden war, der zugleich selbst als Schauspieler wirkte, und der während der ganzen Unterredung ununterbrochen von sich, den Rollen, die er in den vereinigten Königreichen gespielt, von seinen Erfolgen und Plänen sprach. Als er sah, daß die Züge des jungen Mädchens allmählich Befremden wiederzuspiegeln begannen, begriff er, daß er schließlich nicht der einzige Schauspieler auf der Welt sei, und gab sich einen Ruck, worauf er den folgenden Ausspruch tat: „Jetzt genug von mir! Sagen Sie mir, mein Kind — wie habe ich Ihnen in meiner letzten Rolle als Richard der Dritte gefallen?“

Jemand teilte Bernard Shaw die Beobachtung mit, daß sich die jungen Engländerinnen seit dem Kriege sichtlich um vieles später zu verheiraten pflegen, als früher, was Bernard Shaw zu der Bemerkung veranlaßte: „Mag sein, daß sie später heiraten, aber dafür heiraten sie öfters!“

Jean Valde, die französische Schriftstellerin, die unlängst mit dem Romanpreis der Akademie ausgezeichnet wurde, hatte ein ländliches, naives Dienstmädchen, das beim Anblick der stundenlang am Schreibtisch arbeitenden Herrin zu dieser sagte: „Rein, wie die gnädige Frau sich mit dem Bücher schreiben plagt! Wo zu denn, wo man doch für ein paar Franken überall fertige zu kaufen bekommt!“

Der französische Botschafter H. war in B. zu einer Gardenparty eingeladen, erschien aber sehr spät, als die meisten Gäste sich bereits verabschiedet hatten. Die Hausfrau empfing ihn daher mit den Worten: „Schade, daß Sie so spät kommen, Excellenz! Vor einer Viertelstunde hätten Sie eine ganze Menge hübscher Damen hier angetroffen!“ worauf der Botschafter mit etwas verunglückter Galanterie erwiderte: „Ich bin nicht hierhergekommen, um hübsche Damen zu sehen, ich bin hierhergekommen, um Sie zu sehen, gnädige Frau!“